

2021 Vorlesungen //Montebello

StW. Haltung, Grenze, Standard,

## **Marianne Gronemeyer**

### **Wenn die Grenzen fallen, wird alles einerlei – Vom Verschwinden des Anders-Sein-Könnens**

In den Notizen zur Vorlesung, die Ivan Illich am 22. Januar 1999 im Bremer Bibliothekssaal gehalten hat, finden sich folgende Sätze: „Aber ich will nicht in diese Welt gehören. Ich will mich in ihr als Fremder, als Wanderer, als Außenseiter, als Besucher, als Gefangener fühlen. ... Ja, ich spreche von einem Vor-Urteil, also einer Haltung, nein, nicht einer Haltung, meiner Haltung. Nicht einer Meinung, Wertung, Ausgangshypothese, sondern einer Grunddisposition. Einem Grund, auf dem ich stehe, auf dem ich be-stehe, auf den ich mich an jedem Punkt besinne...“

Illich benennt und bestimmt damit für sich eine Grenze, die zwischen zweierlei Formen der Gleichmacherei verläuft: der Beliebigkeit einerseits und der Uniformität andererseits. Zugleich aber ist es eine Grenze, die er zwischen sich und „dieser Welt“ aufrichtet, zu der er auf Distanz geht, obwohl er weiß, dass er **in** ihr ist und ihr nicht entgehen kann. Der Grenzgang zwischen Beliebigkeit und Uniformität ist ein Drahtseilakt; und die Grenze zwischen ‚Ich‘ und der ‚Welt‘, deren Teil ich unausweichlich bin, ist so widersprüchlich, wie Grenzen ihrem Wesen nach sind, indem sie gleichzeitig trennend und verbindend sein müssen, ein wirkliches Hemmnis und durchlässig. Das, was es braucht, um auf dem Seil zu bleiben und in den Widersprüchen bestehen zu können, nennt Ivan ‚Haltung‘.

‚Haltung‘ ist ein Schwergewicht unter den deutschen Wörtern; es hat eine enorme Last divergierender und sogar widersprüchlicher Bedeutungen zu tragen. Wie aber soll man sich über einen Gegenstand verständigen, dessen Begriff gänzlich unbestimmt und vage ist, so dass sich mit Sicherheit sagen lässt, dass keine zwei

Sprecher in meiner Sprachgemeinschaft, das gleiche meinen, wenn sie sich dieses „philosophischen Brockens“ (S. Kierkegaard) bedienen. Und nun kommen noch die Übersetzungsschwierigkeiten hinzu.

Das ist allerdings keine Besonderheit des Begriffs ‚Haltung‘. Jede Wortbedeutung ist ein Unikat, denn jedes einzelne Wort, das im Laufe eines Lebens von einer Person angeeignet wurde, hat in seiner Bedeutung, seiner Farbe, seinem Klang, seiner Stimmung eine unverwechselbare Geschichte. Wortbedeutungen werden uns in den jeweils Hunderten von konkreten Begegnungen, Sprech-und Hörakten, in denen sie im Leben jedes einzelnen auftauchen oder gebraucht wurden, buchstäblich eingefleischt. Es ist immer eine Unterstellung, wenn ich davon ausgehe, dass für dich ein beliebiges Wort genauso tönt, klingt, sich färbt und sinnhaft ist, wie für mich. Dass wir jemals Konsens haben, also **eines** Sinnes sein könnten, ist eine Illusion. Es gehört zur *conditio humana*, zu den Bedingungen unseres Menschseins, dass wir die Erfahrung des oder der Anderen nicht erfahren können, nie erfahren haben und auch nie erfahren werden. „Jeder ist für den Anderen unsichtbar“, schreibt der Antipsychiater Ronald D. Laing.<sup>1</sup> Und Eugen Rosenstock-Huussy, ein fast ganz vergessener großer Denker des vorigen Jahrhunderts, beschreibt diese Grenze zwischen Ich und Du so: „Nicht zwei Menschen können dasselbe denken. Sie bilden es sich nur ein. Je mehr sie es sich einbilden, desto weiter pflegen sie voneinander entfernt zu sein. Am ehesten verstehen sich noch die Menschen, die eine Ahnung dieses Sachverhalts haben, die da wissen, daß in Worten ‚keine Brücke führt von Mensch zu Mensch‘, die großen Einsamen.“<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Ronald D. Laing: Phänomenologie der Erfahrung, Frankfurt 1969, S. 12

<sup>2</sup> Eugen Rosenstock-Huussy: Die Sprache des Menschengeschlechts, Bd. 1, Heidelberg 1963, S. 661.

Aber wie können wir dann wissen, worüber wir miteinander sprechen? Und wie könnte ich sicherstellen, dass Ihr das von mir Gesagte so versteht, wie ich es meine? Dass Ihr es also „richtig“ versteht?

Das kann ich allem pädagogischen Größenwahn zum Trotz überhaupt nicht sicherstellen und sollte es auch nicht wollen. Trotz dieser deprimierenden Einsicht geben wir aber den Wunsch und die Hoffnung, uns verständlich zu machen nicht auf.,

Was kann ich also tun, um das Gespräch nicht gänzlich der Beliebigkeit auszuliefern? Ich habe getan, was ich immer tue, wenn ich es mit so widerborstigen, vieldeutigen Wörtern wie ‚Haltung‘, zu tun bekomme: ich schaue mich um in der Umgebung des fraglichen Wortes, in seiner sprachlichen Verwandtschaft und Familiengeschichte, dann aber auch in der Nachbarschaft der Synonyme und Antonyme, um seinen Sinn, zu „erschnuppern und erschnüffeln“. So hat Ivan diese Spurensuche charakterisiert und sie damit in erster Linie der Nase und nicht nur den Ohren anvertraut.

Diese Spurensuche kann ich nicht mit Euch teilen, denn da hat jede Sprache ihre eigenen Pointen und ich ahne noch nicht einmal, welche Wörter im Italienischen die vielfältigen Aspekte des Wortes ‚Haltung‘ nachbilden könnten und mit welchem Wort Ivan sich bei der Übersetzung beholfen hätte. Ich kann nur ein paar durch meine Spurensuche neu gewonnene Einsichten darüber mitteilen, was für mich an Bedeutungen mitschwingt, wenn ich das Wort Haltung höre und benutze. Mein erster Eindruck ist, dass ‚Haltung‘ ein vom Aussterben bedrohtes Kulturgut ist. ‚Haltung‘ ist unmodern, denn Sie hat zu tun mit

- Zögern, Verlangsamen, Bremsen
- mit Hemmen, Hindern, Begrenzen
- Dulden, Ertragen, Tolerieren,

- mit Fürsorge
- mit Askese und Selbstbegrenzung
- mit Bewahren und Nicht-Vergessen;

lauter Lebenskünste, die heute in einer Epoche, die vom Effizienzrausch und vom knallharten Individualismus erfüllt ist, als Störungen gelten und unschädlich gemacht werden sollen. Der flexible Mensch, die Leitfigur moderner Existenz, lässt sich beschleunigen, sprengt Grenzen, statt sich von ihnen beirren zu lassen; er hält nicht aus, sondern packt Probleme an; er wahrt den eigenen Vorteil, stellt Ansprüche, statt sich zu bescheiden und lernt heute schon zu vergessen, was gestern noch galt.

Daraus folgere ich, dass ‚Haltung‘ in der Entscheidung zwischen Widerstand und Anpassung, zwischen Anstand und Erfolg, auf die Seite des Widerstands und des Anstands gehört. ‚Haltung‘ ist mit der Kunst des Unterlassens liiert, nicht mit dem Drang, die Wirksamkeit unablässig zu steigern. Facit: Ich habe eine hohe Meinung von der Haltung.

Man kann aber auch ganz anders über sie denken, ohne unvernünftig zu sein. Karl Jaspers zum Beispiel, der sich mit Fragen der Haltung ausgiebig beschäftigt hat, sieht in ihr durchaus nicht nur etwas Erstrebenswertes, sondern eher so etwas wie eine nicht umgehbare Notwendigkeit: In jeder Haltung könne der Ansatz zur möglichen Verkümmern ‚echter Existenz‘, gesehen werden. Jede Gewohnheit schränke wie jede Haltung den Bereich des Möglichen ein. Es gehe darum, jede Verfestigung zu meiden, denn: „Haltung, verabsolutiert, macht starr und tot.“ Haltung sei nur dadurch zu legitimieren, dass der Mensch konstitutionell unfähig sei, jeden Augenblick aus dem Ursprung zu leben.<sup>3</sup> Demnach wären, Haltungen nichts anderes als Daseinskrücken, von denen man so wenig wie möglich Gebrauch

---

<sup>3</sup> Historisches Wörterbuch der Philosophie, hg. Joachim Ritter, Band 3, Art.: ‚Haltung‘, Basel Stuttgart 1974, S. 991.

machen sollte. Jaspers wittert darin die Gefahr der Versteinerung und warnt vor der Erstarrung und dem Starrsinn, der Prinzipienreiterei, der Rechthaberei, der Selbsthärtung und vielleicht sogar dem Fanatismus. Und diese Sorge ist ja nicht unberechtigt.

Wenn Ivan Illich und Karl Jaspers zu einer Unterredung über ‚Haltung‘ zusammengetroffen wären, ohne sich vorher darüber zu verständigen, in welchem Verhältnis sie zu diesem Begriff stehen, dann hätten sie hoffnungslos aneinander vorbeigeredet. Keine der beiden Auffassungen ist ‚richtig‘ oder ‚falsch‘. Wörter sind mehrdeutig. Aber nicht ihre Mehrdeutigkeit ist das Problem, sondern die zunehmende Begradigung unserer Wörter zur „Eindimensionalität“ (Herbert Marcuse).

Es geht darum, den Worten die Fülle ihrer Mehrdeutigkeit zurückzugewinnen. Kein Wort ist bedeutungsgleich mit einem anderen. („Synonyme gibt es nicht“, stellt Eugen Rosenstock-Huessy fest). Und Erkenntnisgewinn ziehen wir daraus, dass wir die Nuancen, in denen sich scheinbar gleichbedeutende Wörter unterscheiden, spüren lernen. Und kein Wort ist mit sich selbst identisch. Die „Nacht“ ist eine andere, je nachdem ich sie dem Tag gegenüberstelle oder dem Licht, oder ob ich sie im Kontext der Lichtverschmutzung betrachte oder der nächtlich gesteigerten Ängste und Sorgen. Die jeweilige Ambivalenz, ihre Undeutlichkeit und Nicht-Feststelltheit sind das Beste an den Wörtern, denn sie halten die Möglichkeit des Gesprächs offen.

Es gibt allerdings noch eine ganz andere Weise, uns über den Sinn, den wir den Wörtern beilegen, zu verständigen. Wir können Geschichten zu ihnen erzählen, Szenen vor Augen zu führen, die ähnliche Erinnerungen, Gefühle und Erfahrungen im Anderen wachrufen können. Daraus kann ein Erzählstrom entstehen, der Begriffe

wieder in Geschichten zurückverwandelt. Ich erzähle zwei solche Szenen, die mich etwas über das Verschwinden von Haltung gelehrt haben;

Wir waren nach einer längeren Autofahrt kurz vor Geschäftsschluss ziemlich ausgehungert in Bern angekommen und beeilten uns, um noch rasch etwas Essbares in der Lebensmittelabteilung eines Kaufhauses zu ergattern. Unsere Wahl fiel auf Maronentörtchen zu 4 Franken 80. Wir gaben der Verkäuferin unsere Bestellung auf. Sie schaute uns sekundenlang an, dann auf die Uhr, und dann ergriff sie mit kalter Entschlossenheit das Tablett mit den kleinen runden Törtchen und beförderte sie mit einem unwiderstehlichen Schwung in einen der bereitstehenden Müllsäcke. Vollkommen verblüfft wagte ich noch einen von Resignation schon geschwächten Protest. Keine Reaktion, nur die zügige, unbeirrte Fortsetzung der Kuchenvernichtung. Wir waren Zeugen eines dramatischen Wertverfalls geworden. Eine Ware, die eben noch 4 Franken 80 wert war, wurde im Handumdrehen und ohne erkennbare Veränderung ihrer Qualität zu Müll, zu einem Unwert. Und was eben noch verführerisch mit allerlei Zierrat zum Kauf dargeboten wurde, wurde auf einmal zu etwas, vor dem man sich ekeln musste, Schmutz, Abfall. Was war ausschlaggebend für die wundersame Verwandlung einer Leckerei in eine ekelhafte Pampe? Der Sekundenzeiger der maßgeblichen Uhr war auf die 12 gesprungen, und die 17-Uhr-Position war erreicht. Dienstschluss für die Damen hinter der Verkaufstheke.

Die zweite Szene:

Ich fuhr mit einem Intercity-Zug von Mainz zu einem Vortrag nach Bremen. Es war ein heißer Sommertag. Ich saß im ersten Wagen gleich hinter der Lokomotive. Kurz hinter Koblenz begann der Zug zu rucken, entsetzliche Geräusche waren zu hören, dann die Vollbremsung. Gleich darauf die Lautsprecherdurchsage: „Wir haben soeben einen Menschen totgefahren. Der Zug kann auf unbestimmte Zeit nicht

weiterfahren.“ Eine so unverblümete Ansage hatte ich noch nie gehört, und sie tat ihre Wirkung. Die Vorstellung „auf unbestimmte Zeit“ in diesen heißen Zug eingesperrt zu sein, versetzte mich in Panik. Ich stürzte durch die Wagenreihe, um einen Zugbegleiter zu finden. Als ich ihn bat, mir eine Tür einen Spalt breit zu öffnen, sagte er klar und unmissverständlich: „Das darf ich nicht. Die Sicherheitsbestimmungen, verstehen Sie?“ Ich flehte ihn buchstäblich an, mir zu helfen, aber er blieb ungerührt. Das könne ihn seinen Job kosten. Schließlich schaltete sich ein Arzt, der die Szene verfolgt hatte ein. Seiner medizinischen Autorität beugte sich der Zugchef dann. Es ist ihm aus seiner kategorischen Weigerung kaum ein Vorwurf zu machen, wahrscheinlich steht bei einem Vergehen gegen die Sicherheitsbestimmungen tatsächlich der Job auf dem Spiel.

Warum habe ich diese beiden Szenen erzählt, worin gleichen sie sich, und inwiefern sind sie tatsächlich ein Indiz für einen dramatischen Verfall von ‚Haltung‘? In beiden Szenen werden Entscheidungen nicht **situationsabhängig** getroffen, sondern **verfahrensgemäß**. Genau genommen kann von Entscheidungen der handelnden Personen gar nicht mehr gesprochen werden. Entscheidungsfähigkeit wird ihnen weder abverlangt, noch zugetraut. Eine ganz andere Fähigkeit als die, auf eine konkrete Situation angemessen und hilfreich und auf die eigene Erfahrung vertrauend zu antworten, wird von ihnen gefordert. Die Fähigkeit nämlich, diese besondere und einmalige Situation, in der eine Fülle von Gesichtspunkten und Belangen zu berücksichtigen wäre, um eine gute Entscheidung zu treffen, so zu versimpeln und zu nivellieren, dass sie zu einer **Standard**situation wird, für die ein zuständiger Funktionsträger vorweggewusste **Standard**reaktionen im Repertoire hat. Das ist das krasse Gegenteil von Haltung, wie ich sie verstehe. Die Frauen an der Kuchentheke sollen sich nicht darum scheren, ob wir Hunger haben, sie sollen auch

nicht danach fragen, wieso etwas, das eben noch vier Franken achtzig wert war, in Sekundenschnelle zum Unwert wird. Sie haben nichts anderes zu berücksichtigen, als dass der Ladenschluss pünktlich und ohne besondere Vorkommnisse vonstatten geht. Und das wird ihnen auch noch als ihr wohlverstandenes Eigeninteresse ausgelegt. Denn nur so sei auch ihnen ein pünktlicher Feierabend garantiert. Aber wieso sollte es in ihrem Interesse liegen, grob unfreundlich zu sein und sich den Feierabend durch die Erfahrung der totalen Sinnlosigkeit ihrer Tagesarbeit vergällen zu lassen?

Und für den Zugbegleiter muss es - so will es seine Dienstanweisung - zweitrangig sein, ob seine Fahrgäste kollabieren. Die **Standardsituation**, auf die er die vielschichtigen Verhältnisse reduzieren muss, besteht nur aus einem Sortiment von generellen Sicherheitsmaßnahmen.

Dieses Grundmuster finden wir heute in allen Ecken und Winkeln der Gesellschaft. In der Medizin, wo Ärzte und Patienten als Personen füreinander mehr und mehr verschwinden und nur noch als Maßnahmenbündel und Messwerte in Erscheinung treten. In Schulen und Hochschulen, wo persönliche Lehrer-Schüler-Verhältnisse nicht mehr vorkommen. Und sofern sie doch gegen alle Wahrscheinlichkeit und ausnahmsweise zustande kämen, würden sie als störend empfunden und stünden im Verdacht, die Exekution vorfabrizierter Bildungsgänge zu behindern. In Einkaufszentren, Banken und am Fahrkartenschalter, wo Käufer von Verkäufer nur noch mit einstudierten Freundlichkeitsfloskeln bei Laune gehalten werden und als Personen, die etwas Bestimmtes brauchen, völlig uninteressant sind. Das Interesse gilt nur mehr ihrer abstrakten Kaufbereitschaft. In Ämtern und Behörden, wo die besonderen Anliegen von Einzelpersonen kategorisch ignoriert werden sollen, damit sie als **Fälle** verfahrensförmig abgehandelt und erledigt werden können.



Wir befinden uns im Übergang in die ‚menschenlose Gesellschaft‘. Natürlich sind die Menschen immer noch da, aber nicht mehr füreinander. Wir haben alle Tuchfühlung verloren und begegnen uns kaum irgendwo noch als Du und Du. Wir wenden unsere Tätigkeiten nicht mehr aneinander, sondern an das Funktionieren einer undurchschauten Maschinerie, in die wir als bloße Funktionspartikel eingeklinkt sind und in der wir so agieren müssen, dass es nicht knirscht. Bezahlt werden wir nicht dafür, dass wir einander wohl tun, sondern dafür, dass wir nicht stören. Um nicht zu stören, müssen wir möglichst wenig Notiz voneinander nehmen und alle Aufmerksamkeit auf den reibungslosen Ablauf der Maschinerie richten, die absoluten Vorrang vor den Anliegen der Menschen hat. Wir haben uns unsere Zuständigkeit für uns selbst und füreinander stehlen lassen. Selbst Mütter und Väter sind zu Dienstleistern für ihre Kinder geworden, die sie zur Schultauglichkeit zurichten sollen. Ärzte und Therapeuten machen ihren ‚Klienten‘ ein preislich abgestuftes Serviceangebot, Schüler werden zensiert und mit modularisierten Lernpäckchen abgespeist, und das Interesse an ihnen erschöpft sich darin, dass sie eine ‚Investition in die Zukunft‘ sind, die sich bezahlt machen soll. Auch all das, was wir als technische Errungenschaften feiern, die uns das Leben erleichtern und uns Sicherheit, Bequemlichkeit und Zeitersparnis versprechen, dient dazu, dass wir es nirgendwo mehr miteinander zu tun bekommen. Türen öffnen sich vor mir wie von Geisterhand, schließen sich lautlos hinter mir und ersparen mir jede Rücksicht auf meine Mitpassanten. Immer neues elektronisches Equipment erübrigt jede Berührung mit dem Anderen. Niederflurbusse machen die Rollstuhlfahrer unabhängiger, das gewiss, aber auch ihre Mitmenschen unempfindlich für sie. Die famosen Handtelefone lassen mich meine Fingerfertigkeit trainieren und mich zugleich verstummen. Das Tête à Tête mit dem Computer wird zum Inbegriff des Weltkontaktes. Menschenleere überall, mitten im Gedränge.

Es ist übrigens gar nicht so einfach, meinen Mitmenschen klar zu machen, warum es mir davor graut. Die Angewiesenheit aufeinander steht nicht hoch im Kurs. Sie wird mit Abhängigkeit verwechselt und diese Verwechslung hat Methode. Wir leben in einer Gesellschaft, in der „wir voneinander immer unabhängiger, vom Ganzen aber immer abhängiger werden sollen“. <sup>4</sup> Wir streben nach Individualität und Autonomie. Und das pervertierte Verständnis, das wir davon haben, ist die Existenz des Einzelkämpfers und des Alleinunterhalters: Ich brauche niemanden. Ich kann alles allein. Wenn ich niemanden brauche, bin ich niemandem etwas schuldig. Das ist meine Freiheit. Alles, was ich brauche, ist auf dem Markt zu haben. Ein guter Service für alle Lebenslagen ersetzt mir Familie, Freunde und Nachbarn, und ist im Vergleich zu diesen extrem pflegeleicht. Man muss ihn nur bezahlen können.

In diesen entpersönlichten Verhältnissen sind **Standards** an die Stelle von **Haltungen** getreten. Die Frage, um die es hier geht, ist elementar. Sie lautet: „Woher weiß ich, was ich soll“? Und der springende Punkt, der alles entscheidende Unterschied ist, ob ich mich in dieser Frage meiner Haltung anvertraue oder ob ich mich von einem Standard leiten lasse.

Also: „Woher weiß ich, was ich soll? Wer oder was sagt mir das? Und von wem lasse ich mir das sagen?“ Es gab immer eine ganze Reihe von Instanzen, die gesellschaftlich autorisiert waren, Sollsätze zu verfertigen und dann auch verbindlich zu machen: Recht und Gesetz, Sitte und Anstand, Höflichkeitsgebote, bindende Verträge, militärische Befehlsgewalt, elterliche oder schulische Erziehungsgewalt, aber auch die Rhythmen der Natur, Traditionen und rituelle Gewohnheiten. Diese Instanzen bilden den Adressaten ihrer Sollensforderung ein reales, mehr oder

---

<sup>4</sup> Botho Strauß: Paare Passanten, 2. Aufl. München 1981, S. 17.

weniger mächtiges Gegenüber, ein Gegenüber, dem man sich, wenn auch nicht ungestraft, widersetzen oder entziehen kann.

Die Forderungen, die von Standards ausgehen, sind von ganz anderem Kaliber. Sie bilden überhaupt kein Gegenüber. In ihnen klingen keine menschlichen Stimmen mehr durch. Standards sind Ergebnisse von Mess- und Rechenoperationen; sie sind reine Zahlenwerke, von Personen gänzlich abgelöst, am Durchschnitt orientiert. Sie sind das Metier der Ingenieure und Statistiker . Und so sehr darauf gepocht wird, dass sie Indikatoren von Qualität sind, so reduzieren sie doch im Kern alles auf Quantität: die Schüler auf ihre Zensuren, die Leidenden auf ihre Gesundheitswerte, die Leistenden auf ihr Einkommen, die Arbeitenden auf ihren Output pro Zeiteinheit und die Natur darauf, als Ressourcen für unsere Weltoptimierungspläne zu taugen. Standards haben mit Wünschen, Träumen, Befürchtungen und Nöten von Personen nichts zu tun, sie treten als **Systemerfordernisse** in Erscheinung oder vielmehr gerade nicht in Erscheinung. Sie sind als stumme Kommandos so allgegenwärtig und haben einen solchen Grad an Selbstverständlichkeit angenommen, dass es äußerste gedankliche Mühe braucht, um sie wieder fragwürdig zu finden. Das macht die Selbstverständlichkeiten so gefährlich, dass sie scheinbar keine Geschichte haben, keinen Anfang und darum auch kein Ende: ‚So war’s schon immer, und so wird es immer sein.’

Aber Standards haben eine bewegte Bedeutungs- und Wirkungsgeschichte, in der sie immer mächtiger wurden.

Ich gehe also davon aus, dass die Orientierung an Standards die Möglichkeit ausschließt, Urteile und Entscheidungen auf eine eigene Haltung zu gründen und darum ist es notwendig, ihnen auf die Schliche zu kommen.

Das Wort ‚standard’ gehört ursprünglich in die Sprache des Militärs und bezeichnet ein handfestes Ding, eine Königsfahne nämlich (the king’s standard), ein aufrecht

stehendes Feldzeichen, das den Sammlungspunkt des Heeres markierte <sup>5</sup>. Eine gewisse pragmatische Befehlsgewalt wohnte diesem Ding also von Anfang an inne. Eine erste Bedeutungserweiterung ins Symbolische erfuhr der ‚Standard‘ als er selbst als ‚Quelle von Autorität‘ aufgefasst wurde, und dann wurde er zu einem mit ‚Autorität ausgestatteten Vorbild von Korrektheit‘ aufgebläht. <sup>6</sup> Damit wurde die vom Standard ausgehende Sollensforderung unanfechtbar, über allen Zweifel erhaben. In der Mitte des 19. Jahrhunderts passierte dann eine entscheidende Wende. Durch behördliches Dekret wird in England das ‚Standard English‘ eingeführt, eine, einheitliche, für alle Untertanen verbindliche, einzig korrekte Sprache; mit der Folge, dass die von der Mehrheit der Engländer gesprochenen regionalen Muttersprachen per Dekret zu falschem Englisch erklärt wurden.

Das sichert dem ‚Standard‘ eine ganz neue Dimension von Macht zu. Denn ab jetzt wird er zu einer maßgeblichen Instanz, die darüber entscheidet, was in einer Gesellschaft als normal zu gelten hat. Überlieferte und gelebte Normalität kann durch die Verordnung eines Standard mit einem Schlag außer Kraft und ins Unrecht gesetzt werden. Und wer dem gesetzten Standard nun nicht genügt, wird deklassiert. Normalität erwächst dann nicht mehr aus dem, was Menschen tagtäglich tun und wie sie leben, sprechen, und miteinander umgehen, sie kann mit einem expertokratischen Federstrich dekretiert werden. Alle werden daran gemessen und gewogen und entweder als normal oder zu leicht befunden. Der Standard gibt ein Mittelmaß an, dem alle genügen müssen, um nicht aus der Zugehörigkeit zur Normalität herauszufallen.

---

<sup>5</sup> Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, Bd. 2, 2. Aufl., Artikel ‚Standard‘, Berlin 1993, S. 1342.

<sup>6</sup> Raymond Williams: *Keywords. A Vocabulary of Culture and Society*, 7. Aufl. Fontana 1981, S. 248. „Standard...,soviel wie gesetzlich normal, mustermäßig... im englischen und nordamerikanischen Maß-, gewichts- und Münzwesen die einem bestimmten Gesetz entsprechenden Einheiten“, so zum Beispiel die Anteile des Feingoldes an der Goldlegierung. Meyers Großes Konversationslexikon 6. Auflage, 18. Band, Leipzig und Wien 1909, S. 844.

So wurde, um ein weniger angestaubtes Beispiel als das des ‚Standard English‘ anzuführen, 2017 in den Vereinigten Staaten der als gesundheitlich unbedenklich, also normal, geltende Bluthochdruckwert - der natürlich selbst ein Standard ist - von 140 zu 90 auf 130 zu 80 abgesenkt. Danach wachten 30 Millionen Amerikaner, die gesund ins Bett gegangen waren, am anderen Morgen krank wieder auf, ohne dass sich an ihrem Befinden irgendetwas geändert hatte. So wie Standard Englisch aus sprachmächtigen und sprachschöpferischen Menschen sprachlose und bildungsbedürftige Mängelwesen machte, so wurden 30 Millionen gesunde Amerikaner über Nacht zu behandlungsbedürftigen Patienten.

Standards machen aus **daseinsmächtigen** Menschen **belieferungsbedürftige Mängelwesen**, und das ist der Menschentyp, den die auf entfesselte Produktivität und unersättlichen Konsum gegründete Wachstumsgesellschaft zu ihrer Bestandssicherung braucht. Aber Standards können noch mehr: sie sind in der Lage weltweite Gleichheit herzustellen und – und das ist das Famose an ihrer fatalen Logik – gleichzeitig wachsende Ungleichheit. Wir sehen uns heute dem Paradox gegenüber, dass wir uns vor der rasanten Entwicklung der weltweiten Gleichheit ebenso fürchten müssen wie vor der noch rasanteren Entwicklung der weltweiten Ungleichheit. In gewisser Hinsicht leben wir längst in einer Welteinheitskultur, die eine „Monokultur des Denkens“ (Vandana Shiva) hervorgebracht hat. Aber wie ist es möglich, dass Gleichheit und Ungleichheit gleichzeitig zunehmen? Standardisierung ist eine Strategie der Vereinheitlichung mit dem Ziel, alles mit allem vergleichbar zu machen. Vergleichbar wird alles mit allem, wenn ihm ein Wert zugemessen werden kann, der sagt, was ein Ding, ein Mensch, eine Idee, eine Leistung, ein Stück Natur kostet.

In der alten Welt galt, dass alles Ding **seine Zeit** hat, das heißt seine ihm eigene und ihm gemäße Gangart. Daraus entstand unermessliche kulturelle Vielfalt. Unter dem Regime der Standards gilt, dass alles seinen **Preis** hat und dadurch gegeneinander austauschbar und aufrechenbar wird. Dafür ist die Voraussetzung, dass alles durch Zahlen repräsentiert werden kann und von der Verschiedenheit vollständig abgesehen werden muss. So kann man zuguterletzt einen Kriegseinsatz mit einer Sonntagspredigt, einem Eigenheim oder Marzipankartoffeln vergleichen. Wichtig ist allein, welchen Preis etwas hat. Nachdem aber die Gleichgemachten nicht mehr in Verschiedenheit koexistieren können, müssen sie als Gleiche konkurrieren, will sagen sich abstrampeln, um sich in der Hierarchie der Gleichen nicht nur zu behaupten, sondern zu siegen. Wobei der Sieg um so glanzvoller ist, je mehr Rivalen zur Strecke gebracht wurden. Die **Konkurrenz um Konformität** wird zum Lebensmuster. Diese verrückte Logik, dass alles gleich werden muss, um unterschieden werden zu können, ist die Logik einer Gesellschaft, die Ivan Illich ‚Absurdistan‘ nannte. In Absurdistan ist das gesellschaftliche Klima vergiftet, weil die moralischen Forderungen und die Erfolgskriterien in direktem Widerspruch stehen. Die Sollensforderungen, denen die Mitglieder genügen sollen, sind auf eine paradoxe Weise unerfüllbar, sie machen Entscheidungen und Haltungen unmöglich, denn die Menschen dürfen nicht, was sie sollen:

Schüler sollen solidarisch und freundlich miteinander umgehen, aber belohnt werden sie dafür, dass sie auf Teufel komm raus rivalisieren. Flüchtlinge sollen sich bis zur Selbstverleugnung anpassen, aber erwartet wird von ihnen, dass sie so schnell wie möglich wieder verschwinden. Alte sollen sich zur Rüstigkeit ertüchtigen, sich ‚fit‘ halten, aber sich mit einem eingeschränkten Daseinsrecht begnügen. Konsumenten sollen der Auto- und Tourismusindustrie aufhelfen, aber gleichzeitig Verantwortung

für das Klima übernehmen. Eltern sollen ihre Kinder lieben, sie aber gleichzeitig als Investition in die Zukunft, als Kapitalanlage, betrachten.

Unter solchen Ansprüchen kann man nur verrückt oder apathisch oder gewalttätig werden. Oder gibt es eine Möglichkeit, dem Irrsinn nicht zu verfallen?

Ivan Illich zitiert den amerikanischen Komiker Bob Hope, der schon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts mit einem Stoßgebet dafür plädierte, aus Absurdistan zu desertieren. „Lord, let the world stop for a moment, I want to get off!“

Ivan Illich weiß sehr wohl, dass man in Absurdistan Gefahr läuft, seinen gesunden Menschenverstand zu verlieren und sich darum davon fernhalten sollte. Er stellt aber mit einem leisen Bedauern fest, er sei nicht Bob Hope und glaube nicht daran, dass man aus dem System ‚Absurdistan‘ noch aussteigen könne. „Aber...“, sagt er dann, Und dann folgen die Sätze, die ich eingangs zitiert habe und in denen er sich zu seiner Haltung bekennt. Die Figuren, auf die er sich beruft, der Fremdling, Homo viator, der Außenseiter, der Besucher, der Gefangene lassen ahnen, was er unter Haltung verstehen will.

Sie macht es mir mitten in Absurdistan immer noch möglich ‚Ich‘ zu sagen, vor allem aber „Danke, Nein!“ zu sagen zu den Sollsätzen, die sich Autorität im Namen von Standards und Systemerfordernissen anmaßen.

Wie Standards zustande kommen, können wir wissen. Sie sind Ergebnisse von abstrakten Rechenoperationen, die alle Welt in Zahlen und Geldwerte verwandeln und die von Experten mit Autorität ausgestattet werden.

Aber wie entsteht eine Haltung? Mit dieser Frage treffen wir in der abendländischen Geschichte auf zwei Traditionen. In der Antike wurde Haltung, Hexis, durch Einübung guter Gewohnheiten erworben. Sie entstand aus der wiederholten Übung tugendhaften Verhaltens, wobei Aristoteles darauf baute, „dass der Mensch nichts anstreben, begehren, wollen kann, was ihm nicht im Lichte von irgendwie doch

Gutem erscheint. Für den Griechen ist eine un gute Wahl ...vor allem dumm, ungebildet, grotesk, und jedenfalls der Entfaltung des so Handelnden widerwärtig widrig“, lese ich bei Ivan Illich.<sup>7</sup> Der andere Traditionsstrang ist der jüdisch christliche, in ihm wird das, was mir als Haltung zuwächst, als ein Geschenk wahrgenommen, das ich der Begegnung mit dem Anderen verdanke. Haltung ist also nichts, was ich mir als Erfolg einer eigenen Anstrengung erhoffen kann. Und die Begegnung mit dem Anderen, (gemeint ist im Folgenden **der** Andere, **die** Andere und **das** Andere), dieser einzigartige, immer überraschende Augenblick kann nicht durch meine Absicht und meinen Plan hergestellt werden. Ich kann zwar veranlassen, dass unsere Wege sich kreuzen, dass wir gleichzeitig physisch an einem verabredeten Ort anwesend sind, aber nicht, dass wir füreinander anwesend sind; dass wir als Subjekt und Subjekt, also ebenbürtig, einander zum Gegenüber werden. Füreinander anwesend sein, heißt nicht, dass ich das mir fremde Gegenüber verstehe, es heißt vielmehr, dass ich der Versuchung widerstehe, es verstehen zu wollen, um den, die oder das Andere in seiner Andersheit unangetastet lassen zu können.

Eindringlich warnt Emmanuel Lévinas vor der Obsession des Verstehen-Wollens. Das Verstehen beschädigt den Anderen, weil es ihn, Lévinas zufolge, „verselbigt“,<sup>8</sup> d.h. zurechtstutzt auf mein Verständnis von ihm oder ihr. Wenn ich dich verstehe, kann ich Dir nicht mehr begegnen, ich kann kein Gegenüber mehr in dir finden, denn was mir in dir begegnet, bist nicht du, sondern das Bild, das ich mir von dir mache. In letzter Instanz begegne ich im Verstehen immer nur mir selbst. Ich beraube mich der Möglichkeit, mich durch dich, durch dein Anderssein, verstören und dann vielleicht auch verwandeln zu lassen. Nur wenn ich mir selbst fremd werde, gibt es diese

---

<sup>7</sup> Ebenda S. 13.

<sup>8</sup> Vgl. Emmanuel Lévinas: Die Philosophie und die Idee des Unendlichen, In: ders. Die Spur des Anderen, 3. Auflage, Freiburg 1998, S. 186, 191. Und: Die Spur des Anderen, in: ebenda, S. 215.



Chance der Verwandlung, die in immer neuen überraschenden Begegnungen mit dem Anderen - in seiner männlichen, weiblichen und sächlichen - Bedeutung in mir eine Haltung erblühen lassen kann.

Aber wie dann soll diese Begegnung zustande kommen? Durch die Erfahrung des Anderen?

„Mit diesem Wort“, sagt Lévinas, „bin ich sehr vorsichtig. Erfahrung ist [bereits] Wissen. (Wissen **über** den Anderen,> M.G.<) Es ist vielmehr so, dass „das Anwesen des Anderen (mich) berührt ... . Berührt ist besser – je suis touché –, weil ich dann eigentlich passiv bin. Ich bin angegangen. Auf Deutsch sagen Sie sehr schön: der Andere geht mich an.“<sup>9</sup> Wenn mich der Andere angeht, kann ich mich in ihm spiegeln und dabei lerne ich ganz allmählich ‚Ich‘ zu sagen und bekomme den Boden unter die Füße, auf dem ich stehen und be-stehen kann und der mir Halt und Haltung gibt. Das einzige was nottut, ist, empfänglich zu sein für den Anderen und das Andere, und das ist nichts, was man sich vornehmen kann; das geschieht, ausgelöst, ermöglicht durch das andere Gegenüber sei es Mensch, Tier, Pflanze oder sogar unbelebte Dinge, die mich in all ihrer Befremdlichkeit angehen.

Haltung erfordert Askese, nicht, wie Illich feststellt, Verzicht auf Wein, Weib und Gesang, sondern Askese gegenüber den modernen Selbstverständlichkeiten. Und dazu gehört wohl, dass wir der verzählten Welt der Algorithmen, die Gefolgschaft verweigern, und die Welt erzählen, anstatt sie zu zählen. Das setzt Philia, Befreundung mit ihr, und Lust am Staunen und an der Überraschung voraus.

---

<sup>9</sup> Emmanuel Levinas im Gespräch mit Florian Rötzer, in , Florian: Französische Philosophen im Gespräch, München 1987, S. 96.